

aus der jüngeren Geschichte der Sozial- und Kulturwissenschaften, die in ihren Effekten auf politische Felder ausgeleuchtet werden («Migration», «Identitätspolitik», «lokales Wissen», «Öffentliche Meinung»).

Dies ermöglicht dialektische Zangenbewegungen und erweitert Ursachen und Effekte neoliberaler Konzepte und Agenden weit über ein enges Verständnis von Politik und Wirtschaft hinaus. Gerade im Blick auf die Ränder des scheinbar auf die westliche Moderne geeichten Konzepts Neoliberalismus wird diese politische Wissensgeschichte richtig spannend: etwa wenn Monika Dommann die Herausbildung von Wissen über informelle Ökonomie zwischen Peru und der Schweiz im Ausgang des Kalten Kriegs untersucht oder Stuart Halls ethnologisches Konzept eines «Lokalen Wissens» im Beitrag des vierköpfigen Herausgeberkollektivs eingeführt wird mit der Ausprägung eines identitären Kulturbegriffs in der transnationalen Neuen Rechten. Dies betrifft nicht nur die Ebene des Diskurses, sondern resultiert aus konkreten Praktiken von Forschenden «vor Ort». In den 1960 bis 1980er Jahren hiess das oft: in den eben erst dekolonisierten Gebieten Südostasiens oder Afrikas.

Die Geschichte affektiv aufgeladener Konzepte wie Neoliberalismus, soviel wird klar, ist auch für die Historiker:innen kein Schauplatz, sondern ein Kampffeld (mit sich selbst), zumal in Beobachtungslagen wie der gegenwärtigen, in der die melancholische Illusion von Standortungebundenheit und Ungleichzeitigkeit definitiv aufgeplatzt ist. Umso aufregender ist es, Konzepten und ihrer Entstehung auf verschlungenen Wegen von (vermeintlichen) intellektuellen Urheberinnen bzw. Wegbereitern – wie der in den USA mythisch stilisierten Autorin Ayn Rand – in die umstrittenen, schon längst transnationalen Arenen zu folgen und dabei festzustellen, mit welchen politisch toxischen Auswirkungen solche Aneignungen und Schliessungen einhergehen können. Die Frage der politischen Nutzung dieser Begriffskritik bleibt dabei allerdings offen.

*Fabian Saner, Zürich*

Monika Dommann, Anna Baumann, Anne-Christine Schindler (Hg.), Was ist neu an der New Economy? Eine Spurensuche, Zürich: intercom Verlag, 2021 (Æther, Bd. 4), 185 Seiten, 61 Abbildungen.

Die Take-off-Phase der digitalen Ökonomie gelangt allmählich in die Reichweite der Geschichtswissenschaft. Damit drängt sich – wie der Titel des von Monika Dommann, Anna Baumann und Anne-Christine Schindler herausgegebenen Bandes andeutet – die historiographische Aufgabe auf, die mit der «New Economy» verwobenen Fortschrittsnarrative kritisch zu hinterfragen. Dommann schickt denn auch in ihrer Einleitung voraus, dass die «New Economy» wohl besser als Mythos, als Projektionsfläche und technologisches Versprechen denn als klar abgrenzbarer, neuer Wirtschaftssektor zu verstehen ist. So weckte die Rede von der «New Economy» etwa die Erwartung an ein neues Zeitalter der vernetzten Ökonomie, an neue Arbeitsformen oder an das schnelle Geld an der Börse. Als Klammer des Bandes fungiert die Frage nach der Wirkungsgeschichte der neuen Informationstechnologie nach den Krisen der 1970er Jahre und dem Ende des Kalten Krieges. Die aus einem Forschungsseminar für Masterstudierende an der Universität Zürich hervorgegangene Publikation versammelt eine Rezension und neun empirische Fallstudien, die ein breites Spektrum historiographischer Perspektiven kombinieren – von der Stadtgeschichte über die Geschlechtergeschichte bis hin zur Unternehmensgeschichte.

Mehrere Beiträge arbeiten die Bedeutung von technologischen Autarkie-Bestrebungen und Standortwettbewerb für den Infrastrukturausbau der «New Economy» heraus. Olivier Keller beschreibt in seinem Beitrag «Draht in die Zukunft» den Aufbau eines Schweizer Glasfasernetzes durch die PTT seit dem Ende der 1970er Jahre als «technonationalistisches» Projekt, das nicht nur eine Revolution der Telekommunikation, sondern auch Chancen für die nationale Wirtschaft versprach. Für die Etablierung der Glasfaser-Technologie war nicht pure technologische Überlegenheit verantwortlich. Wichtig war ebenso, dass die «New Economy» als diskursiver Raum nationale Ambitionen im als besonders virulent wahrgenommenen «Standortwettbewerb» zu bündeln vermochte.

Standortpolitik spielte auch im Fall des Zürcher Technoparks eine Rolle, wie Dario Willi in seinem Beitrag «Zukunftsraum Technopark» zeigt. Der 1993 im Zürcher Industriequartier auf dem Fabrikareal der Sulzer-Tochter Escher Wyss eröffnete «Innovationshub» sollte den Wissenstransfer zwischen Wissenschaft, Industrie und Startups ermöglichen. Seine Planer stellten ihn als Antidot gegen Deindustrialisierung den verschärften Standortwettbewerb und die Rezession der 1990er Jahre dar. Sulzer erwirtschaftete damit in der Tat gute Profite. Das Versprechen des Konzerns den «Werkplatz Schweiz» zu erhalten, materialisierte sich hingegen nicht. Sulzer baute zwischen 1980 und 2004 95 Prozent der Arbeitsplätze in der Schweiz ab. Zurecht weist Willi auf die Zusammenhänge zwischen der virulenten Deindustrialisierung und den Versprechen der «New Economy» hin. Allerdings bricht er kaum aus den Narrativen seines – doch recht homogenen – Quellenkorpus aus. Ein sozialgeschichtliches Schlaglicht hätte die Kollateralschäden der nachgezeichneten Entwicklung sichtbar machen können und womöglich die Erfolgsgeschichte relativiert, als die das Projekt Technopark insbesondere am Ende des Beitrages erscheint.

Mit dem Imaginären der «New Economy» befassen sich die Fallstudien von Roman Fässler zur Unternehmenskultur bei IBM Schweiz und von Alessandra Biagioni zur diskursiven Produktion des Tech-Entrepreneurs. Fässler geht auf die zahlreichen Sportanlässe, Weiterbildungs- und Freizeitangebote ein, mit denen IBM seine Mitarbeitende an das Unternehmen zu binden versuchte. Das Fallbeispiel zeigt, dass IBM sich in diesem Punkt nicht von anderen Grosskonzernen unterschied. Biagioni zeigt anhand des Computermagazins *Wired*, welchen diskursiven Mustern die mediale Inszenierung von Tech-Entrepreneuren folgte. Zwischen 1995 und 2005 porträtierte *Wired* – was empirisch nicht unbe-gründet ist – die Tech-Unternehmer als weiss, jung und männlich. Zudem wurden die Pionierfiguren der «New Economy» als introvertierte Tech-Geeks, Eliteuni-Dropouts und technolibertäre Weltverbesserer dargestellt. Wie die Autorin luzid feststellt, steht diese sozio-ökonomische Typisierung in auffallendem Kontrast zum meritokratischen Ethos des Silicon Valley, wo *race*, *class* und *gender* vermeintlich keine Rolle spielen.

Einen vielversprechenden Ansatz, den man als *gendering digitization* bezeichnen könnte, verfolgt Anna Baumann in ihrem Beitrag über das 1995 erschienene multimediale Lehrmittel ProNet. Dieses von Gleichstellungsbeauftragten initiierte und vom Bund finanzierte Projekt war eine Antwort auf die Umwälzungen der Qualifikationsprofile auf dem Arbeitsmarkt. Denn die Gleichstellungsbüros befürchteten, dass Frauen den technologischen Anschluss und dadurch ihre *employability* im digitalen Kapitalismus verlieren könnten. Gleichstellungsbeauftragte übernahmen dabei eine Brückenfunktion zwischen staatlichen Programmen zur Förderung des nationalen Humankapitals einerseits und den Interessen aufstrebender, gut ausgebildeter Frauen andererseits. Daran zeigt sich, so Bau-

mann, dass die Partizipationschancen in der digitalen Ökonomie mit der Geschlechter- und der Klassenfrage verschränkt waren.

In ihrem ideengeschichtlichen Beitrag «Cyborgs vs. Bienen» stellt Anne-Christine Schindler Donna Haraways techno-feministisches *Cyborg*-Konzept und Kevin Kelleys rechtslibertäre Vorstellung des *hive mind* gegenüber. Beide Autor:innen nutzen biologisierende Netzwerkmetaphern, um das neuartige Verschmelzen von Mensch und Maschine in einer computervermittelten Netzwerkgesellschaft einzufangen. Während der Cyborg bei Haraway allerdings dazu dient, die politischen Möglichkeiten fluider Subjekte auszuloten, dient Kelleys *hive mind* dazu, Unternehmen und Märkte zu biologisieren und dadurch zu entpolitisieren.

Unternehmens- und wirtschaftshistorische Perspektiven nehmen die drei Beiträge von Niklaus Remund, Marlon Rusch und Albert Gubler ein. In seinem informativen Beitrag zeigt Remund, wie sich die zunehmende Automatisierung und die Liberalisierungstendenzen seit den 1980er Jahren auf die PTT auswirkten: Von einem arbeitsintensiven Betrieb wurde die Postlogistik zu einem kapitalintensiven und stärker zentralisierten Netzwerk umgebaut, was zu Filialschliessungen, Personalabbau und einer Dequalifizierung von Postmitarbeitenden führte. Der Autor liefert damit ein eindrückliches Beispiel für das Powerplay der Unternehmer-Seite gegen die Arbeiter:innenschaft, das die mikroelektronische Innovationen sowie Liberalisierungs- und Austeritätspolitiken in den 1980er und 1990er Jahren beförderten.

Marlon Ruschs Beitrag beleuchtet den Erfolg eines Startups der Gaming-Industrie dank Crowd-Investing. Allerdings bleibt der Autor sehr nahe an den Unternehmensquellen und kommt daher kaum über die Erfolgsgeschichte der Firmengründer hinaus. In seinem Beitrag «Werbung 2.0» zeichnet Gubler den zögerlichen Aufstieg der Onlinewerbung zwischen 1994 und 2010 nach. Auftraggeber:innen und Werbeagenturen reagierten anfangs nur langsam auf die neuen Werbepotentiale des Internets, während Printmedien ihr angestammtes Geschäftsmodell nur ungern konkurrenziert sahen. Der Durchbruch kam laut dem Autor nach 2006: schnelleres Internet dank Breitbandanschluss, ein Branchenverband, zudem Internet-TV und Soziale Medien sorgten für ein exponentielles Wachstum der – nun personalisierbaren – Online-Werbung.

Die Fallstudien in diesem Band zeigen einige vielversprechende, durchaus richtungsverschiedene Wege auf, die eine Geschichte der «New Economy» gehen kann. Für solche Explorationen in noch wenig erschlossene Forschungslandschaften belegt der Band zudem das Potential studentischer Recherchen. Auch wenn es nicht allen Beiträgen gänzlich gelingt, hinter die Fortschrittsnarrative der «New Economy» zu gelangen und man sich des Öfteren einen Blick auf die Forschung jenseits der Schweiz wünschen mag, bleibt es das Verdienst des Bandes, das Feld für die kommende Forschung zu eröffnen.

*Leo Grob, Zürich*